

1.2.2 Wie oft tritt Cybermobbing auf?

Aufgrund uneinheitlich verwendeter Definitionskriterien ist es derzeit noch schwer, eine genaue Zahl für die Auftretenshäufigkeit von Cybermobbing in unterschiedlichen Ländern zu nennen. International reicht die Spanne von 4 % in den USA bis 62 % in Belgien für die Anzahl an Betroffenen und von 3 % in den USA bis 53 % in Belgien für die Anzahl an Ausübenden unter den befragten Jugendlichen. Dies ist nicht zwangsläufig auf erhebliche Unterschiede zwischen Ländern zurückzuführen, sondern lässt neben tatsächlichen Unterschieden in der Auftretenshäufigkeit auch einen Einfluss der Erhebungsmethoden der unterschiedlichen Studien vermuten. Diese unterscheiden sich stark zwischen den Studien, da einige konzeptuelle Aspekte von Cybermobbing immer noch nicht abschließend geklärt sind (beispielsweise dürften hier sowohl SchülerInnen, denen es jemals in ihrem bisherigen Leben passiert ist, als auch regelmäßige und wiederholte Betroffene bzw. Ausübende enthalten sein). Eine Meta-Analyse, die 80 internationale Studien zusammenfasst, findet, dass durchschnittlich 15,5 % der Jugendlichen andere cybermobben und 15,2 % von Cybermobbing betroffen sind (Modecki et al. 2014).

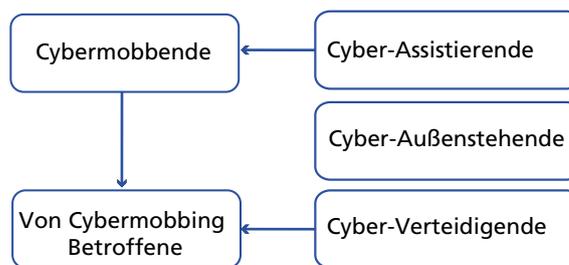
Auch in Deutschland ist die Spanne der Auftretenshäufigkeiten in den durchgeführten Studien recht hoch und reicht von 3 % bis 43 % für Jugendliche, die von Cybermobbing betroffen sind, und von 8 % bis 34 % für Jugendliche, die andere cybermobben (z. B. Schultze-Krumbholz/Scheithauer 2012). Eigene Studien, die an den oben genannten Definitionskriterien ansetzten, zeigten, dass rund 20 % der befragten SchülerInnen der Klassenstufen 7 bis 10 in Cybermobbing involviert waren. Das heißt, rund jede / r fünfte SchülerIn war entweder betroffen, hat andere cybergemobbt oder beides (s. folgenden Abschnitt). Der Durchschnitt deutscher Forschungsergebnisse liegt etwas unter dem internationalen Durchschnitt, mit 13,6 % für SchülerInnen, die andere cybermobben, und 13,2 % für Betroffene von Cybermobbing (Schultze-Krumbholz 2015). Viele Studien fanden Cybermobbing als weniger häufiges Phänomen im Vergleich zu traditionellem Mobbing in der Schule. Trotzdem bleibt es ein besorgniserregendes Phänomen, dessen Verbindung zur Schule nicht ignoriert werden darf, denn obwohl es häufiger außerhalb der Schule stattfindet (Steffgen et al. 2009), konnten beispielsweise Sanders und Kollegen (2009) zeigen, dass 28,8 % der Ausübenden KlassenkameradInnen und 20,3 % der Ausübenden SchulkameradInnen der Betroffenen waren.

1.2.3 Welche Rollenverteilung gibt es beim Cybermobbing?

Oft wird davon ausgegangen, es gäbe nur die Rolle der Jugendlichen, die andere cybermobben und derer, die gemobbt werden. Dabei wird jedoch der gruppenspezifische Prozess außer Acht gelassen. Für Mobbing im klassischen Schulkontext (d. h. ohne Verwendung von Kommunikationsmedien) konnten sechs verschiedene Rollen identifiziert werden (die sogenannten Täter, Opfer, Verstärkende, Assistierende, [potenzielle] Verteidigende und Außenstehende; zusammenfassend Scheithauer et al. 2003). Das entsprechende Modell von Salmivalli und Kollegen (1996) beschreibt die verschiedenen sozialen Rollen im gruppenspezifischen Prozess „Mobbing“ wie folgt (Abb. 1): Neben Jugendlichen, die andere cybermobben und Jugendlichen, die Cybermobbing erleben, gibt es verschiedene Formen von „Zuschauern“. Zum einen können Personen Mobbende in ihrem Handeln bestärken, indem sie über die Situation lachen, die Betroffenen auslachen oder klatschen bzw. die Mobbenden sogar anfeuern (Verstärkende). Sie könnten sie aber auch dahingehend unterstützen, dass sie Betroffene beispielsweise festhalten (Assistierende). Andere Teilnehmer wiederum könnten Betroffenen zu Hilfe kommen und verteidigen oder Mobbenden sagen, sie sollen aufhören (potenzielle Verteidigende), während wieder andere Zuschauer die Mobbingattacken zwar wahrnehmen, damit aber nichts zu tun haben wollen und sich aus der Sache heraushalten (Außenstehende).

Für Cybermobbing gibt es bislang keine durchweg anerkannte Klassifizierung. Häufig wird jedoch unterschieden in Jugendliche, die andere cybermobben, Jugendliche, die Cybermobbing erleben und sogenannte Bystander (Zuschauende) oder Zeugen. Bystander sind Personen, die mitbekom-

Abb. 1: Rollenverteilung beim Cybermobbing.



men, dass eine Cybermobbing-Situation stattfindet (Pfetsch 2016). Verschiedene Studien haben das Verhalten der Bystander untersucht und unterteilen es entweder in negatives vs. positives oder aktives vs. passives Zuschauerverhalten. In den meisten dieser Einteilungen wird allgemein von drei verschiedenen Zuschauerrollen gesprochen: Cyber-Außenstehende (die passiv bleiben), Cyber-Assistierende (die Cybermobbenden helfen) und Cyber-Verteidigende (die Betroffene verteidigen) (z. B. Wachs 2012). Wichtig ist bei allen, dass den „Zuschauern“ eine zentrale Rolle zukommt, da sie sich zum Werkzeug derjenigen machen, die andere cybermobben, wenn sie die Webseiten besuchen und die Bilder, Videos und Texte über die Betroffenen ansehen oder sogar weiterverbreiten (Brighi et al. 2009). Denn nur über die Verbreitung, Weiterleitung und Streuung von Inhalten dauert das Cybermobbing an. Für Betroffene ist dies insofern belastend, als dass die Ernsthaftigkeit von Cybermobbing erst dadurch zustande kommt, dass das Publikum potenziell unendlich groß ist. Die Unsicherheit, wer das jeweilige Material alles gesehen haben könnte, erfüllt Betroffene mit Angst und Unsicherheit und kann einen sozialen Rückzug zur Folge haben (Slonje/Smith 2008; Spears et al. 2009). Den „Zuschauenden“ kommt aber auch eine besondere Rolle und Verantwortung zu, weil ihr Verhalten den sozialen Konsens signalisiert, d. h. wenn Bystander nicht eingreifen, vermittelt das den Jugendlichen, die andere cybermobben, dass ihr Verhalten vom Umfeld geduldet oder sogar befürwortet wird. Daher ist ein wichtiger Ansatzpunkt, Jugendliche dafür zu sensibilisieren und zu befähigen, gegen Cybermobbing einzugreifen, wenn sie solche Situationen bemerken. Die verschiedenen Rollen im gruppensystemischen System von Cybermobbing sind noch einmal in Abb. 1 dargestellt.

1.2.4 Geschlechter- und Altersunterschiede

Bei Cybermobbing scheint es Geschlechterunterschiede zu geben, die Befundlage ist jedoch bislang uneindeutig. In internationalen Vergleichen zeigte sich, dass Jungen häufiger andere cybermobbten als Mädchen; dieser Befund schien jedoch auch von der Herkunftsregion der jeweiligen Studie abzuhängen. Es zeigte sich nämlich, dass die Geschlechterunterschiede in Asien und den USA groß waren, während in europäischen und australischen Studien (fast) keine Unterschiede gefunden wurden (Sun et al. 2016). Auch deutsche Studien fanden keine konsistenten Geschlechterunterschiede (Schultze-Krumbholz/Scheithauer 2012). Eine mögliche Erklärung für diese Ergebnisse liefern Bartlett und Coyne (2014), die beim Vergleich von 109 internationalen Studien herausfanden, dass Jungen zwar häufiger andere cybermobbten, aber dass es gleichzeitig auch einen Alterseffekt gibt: So waren es bis zu einem Alter von 11 Jahren häufiger Mädchen, die berichteten, andere über Kommunikationsmedien zu mobben, während sich dieser Unterschied ab einem Alter von 11 Jahren dann zuungunsten von Jungen umkehrt. Diese Ergebnisse widerlegen die gängige Annahme, dass Cybermobbing aufgrund seiner eher versteckten Art eine Aggressionsform ist, die vor allem von Mädchen bevorzugt wird. In anderen Studien fanden sich Unterschiede bezüglich der Betroffenheit von Cybermobbing je nach Medien und Verhaltensweisen. Es zeigte sich nämlich, dass Mädchen häufiger über Textnachrichten und Telefonanrufe gemobbt wurden, Jungen hingegen häufiger über Websites und „Photoshopping“ (Smith et al. 2008).

Bislang fehlt es immer noch an ausreichenden Längsschnittstudien zum Entwicklungsverlauf von Cybermobbing über die unterschiedlichen Altersstufen hinweg. Querschnittsanalysen in internatio-

nalen Studien, die unterschiedliche Altersgruppen enthielten, haben gezeigt, dass Cybermobbing am häufigsten in der sog. Mittelschule (Sekundarstufe I) auftritt, besonders häufig in der 8. Klassenstufe. Die größte Anzahl der Cybermobbbenden ist im Alterssegment von 12 bis 15 Jahren zu finden. Wenn man die Gesamtheit der Bevölkerung betrachtet, mobben Jugendliche im Alter von 12 bis 19 Jahren am ehesten andere mittels moderner Kommunikationsmedien. Gleichzeitig sind Jugendliche (12–19 Jahre) sowie junge Erwachsene (20–26 Jahre) am häufigsten von Cybermobbing betroffen. Spezifisch für Deutschland zeigen Ergebnisse der JIM-Studie (MPFS 2017), dass Cybermobbing mit zunehmendem Alter steigt, 16- bis 17-Jährige aber am stärksten betroffen sind (in der Altersspanne 12–19 Jahre). Auch Vergleiche internationaler Studien zeigen, dass die Wahrscheinlichkeit, andere zu cybermobben, mit zunehmendem Alter (innerhalb des Jugend- und Jungerwachsenenalters) steigt. Dies trifft allerdings nur für das Ausüben, jedoch nicht für das Erleben von Cybermobbing zu (Guo 2016; Kowalski et al. 2014). Eine große deutsche Studie (Leest/Schneider 2017) fand heraus, dass Cybermobbing-Erlebnisse von Jungen im Alter von 12 Jahren sprunghaft anstiegen, ihren Höhepunkt um das Alter von 15 Jahren herum erreichten und bis zum 20. Lebensjahr nur langsam wieder abnahmen. Für Mädchen begann der Anstieg bereits mit 11 Jahren, erreichte den Höhepunkt bei 16 Jahren und sank danach bis zum 20. Lebensjahr etwas deutlicher als bei Jungen. Eine deutsche Längsschnittstudie fand ebenfalls heraus, dass der Höhepunkt von Cybermobbing eher in der Mittelstufe zu finden ist: Acht- und Neuntklässler berichteten am häufigsten, andere zu cybermobben, während Viert- bis Sechstklässler seltener berichteten, andere zu cybermobben (Pfetsch et al. 2014). Dieses Phänomen ist also derzeit klar ein Jugendphänomen. Dies könnte sich über die kommenden Jahre und mit wachsender Medienkompetenz resp. zunehmender Mediennutzung aller Bevölkerungsgruppen jedoch ändern. Genau deshalb ist es wichtig, mit präventiven Maßnahmen im Jugendalter anzusetzen.

1.2.5 Merkmale von Tätern und Betroffenen

Cybermobbing ist nichts, was man denen, die in irgendeiner Form darin involviert sind, an der Nasespitze ansieht. Typologien sind mit Vorsicht zu verwenden, da sie auch auf Personen zutreffen können, die weder Täter noch Betroffene sind (Falsch-Positive), und gleichzeitig möglicherweise betroffene Personen nicht erkennen, da diese keines der genannten Merkmale aufweisen (Falsch-Negative). Eine Reihe von Studien wurde durchgeführt, die für Betroffene und Cybermobbbende die im Folgenden genannten Merkmale ermittelten (Chen et al. 2017; Guo 2016; Katzer et al. 2009a, b; Kowalski et al. 2014; Li 2007; Ortega et al. 2009; Raiziene et al. 2009; Raskauskas/Stoltz 2007; Sanders et al. 2009; Sevcíková/Smahel 2009; Smith et al. 2008; Steffgen/König 2009; Vandebosch/Van Cleemput 2009; Williams/Guerra 2007; Ybarra 2004; Ybarra/Mitchell 2004a, b; Ybarra et al. 2006). Für Betroffene hat sich gezeigt, dass sie:

- oft auch im Schulkontext Mobbing erleben,
- selbst im Schulkontext andere mobben,
- häufig das Internet nutzen, bis hin zur Internetabhängigkeit oder -sucht,
- riskantes Onlineverhalten aufweisen,
- in Chatrooms wenig beliebt sind,
- im Alltag Verhaltensprobleme zeigen,
- negative moralische Überzeugungen vertreten,
- Probleme im Umgang mit ihren eigenen Emotionen haben,
- einen geringen Selbstwert aufweisen,
- Anzeichen von Depression zeigen,
- sozial ängstlich sind und
- häufig ausschließlich über Online-Sozialkontakte verfügen.

Die Merkmale für Betroffene sind also sehr breit und unspezifisch gehalten und lassen sich nur schwer an Kompetenzen festmachen. Da es auch möglich ist, jemanden zu viktimisieren, ohne den- bzw. diejenigen zu kennen, kann eigentlich jeder zum Ziel von Cybermobbing werden. Daher ist es sinnvoll, SchülerInnen generell zu vermitteln, wie sie sich im Internet schützen können. Für Ausübende zeigten Studien, dass sie:

- oft auch in der Schule andere mobben,
- selbst auch Cybermobbing und Mobbing in der Schule erlebt haben,
- häufig das Internet und das Handy nutzen und gut mit den Medien umgehen können,
- in höherem Maß sozial intelligent sind, d.h. wissen, wie man andere und ihre Beziehungen gewinnbringend manipulieren kann,
- stärker auf der Ebene sozialer Beziehungen aggressiv sind,
- weniger beliebt sind,
- weniger Empathie zeigen und Mobbing moralisch befürworten sowie eine positive Einstellung gegenüber Gewalt haben,
- Probleme haben, mit ihrem Ärger umzugehen,
- narzisstische Züge zeigen,
- zu Depression neigen und
- häufiger durch Problemverhalten auffallen.

Ausübende weisen somit umfassende Kenntnisse in der Nutzung von Medien auf (weshalb eine alleinige Aufklärung über die Nutzung neuer Medien als Maßnahme zur Prävention von Cybermobbing nicht ausreichen würde), sie weisen aber auch deutlichere Defizite in den sozial-emotionalen Kompetenzen auf, die mithilfe des Medienhelden-Programms gefördert werden sollen.

Da Cybermobbing eher ein verdecktes Verhalten ist, ist es schwierig, Merkmalskataloge aufzustellen, anhand derer Betroffene und Jugendliche, die andere cybermobben, leicht identifizierbar sind. Daher zielen sinnvolle Präventionsprogramme stärker darauf ab, dass SchülerInnen ihr Verhalten selbst regulieren und dass MitschülerInnen, die Cybermobbing mitbekommen, das Selbstvertrauen und die Selbstwirksamkeit aufbringen, um Betroffenen zur Seite zu stehen und einzugreifen. Studienergebnisse zu den Ursachen von Cybermobbing sind mit Vorsicht zu genießen, da nur wenige Längsschnittstudien existieren, die konkrete Aussagen über Kausalitäten und die Richtung von Zusammenhängen erlauben.

1.2.6 Die Folgen von Cybermobbing

Auch für die Folgen von Cybermobbing gilt, dass die geringe Zahl an Längsschnittstudien kaum kausale Aussagen zulässt: Ist z. B. Angst und Depression als Folge von Cybermobbing anzusehen oder aber haben Kinder und Jugendliche mit depressiven oder Angstsymptomen ein erhöhtes Risiko, betroffen zu sein oder andere zu cybermobben? Bisherige Forschungsergebnisse (z. B. Beran / Li 2007; Chen et al. 2017; Gradinger et al. 2009; Guo 2016; Kowalski et al. 2014; Ortega et al. 2009; Raiziene et al. 2009; Spears et al. 2009) haben lediglich Zusammenhänge und „überzufällig häufig gleichzeitiges Auftreten“ mit bestimmten Symptomen nachgewiesen. Jugendliche, die von anderen gecybermobbt wurden, litten häufiger unter

- depressiven Symptomen,
- Gefühlen von Wut, Traurigkeit und Verletzt-Sein,
- Drogen- und Alkoholkonsum,
- emotionaler Belastung (Mädchen häufiger als Jungen) sowie
- Angst, Einsamkeit und Stress.

Zudem wirkte sich die Anzahl der Vorfälle verstärkend auf die Symptome aus. SchülerInnen, die häu-

figer von Cybermobbing betroffen waren oder kombiniert im Cyberspace und in der Schule gemobbt wurden, berichteten eine höhere sozial-emotionale Belastung als SchülerInnen, die nur gelegentlich und nur in einem Kontext betroffen waren. Auch für Jugendliche, die andere über Kommunikationsmedien mobben, lassen sich psychische, gesundheitliche und emotionale Symptome nachweisen. Sie zeigten häufiger

- verschiedene Arten von Aggression, d. h. sie reagierten eher nach außen (externalisierend),
- Drogen- und Alkoholkonsum,
- depressive und Angstsymptome sowie
- Schuldgefühle und Reue.

Auch Suizidgedanken wurden angegeben, sowohl bei Betroffenen als auch bei Jugendlichen, die andere geybermobbt haben. Generell zeigt sich, dass Betroffene eher internalisierend (also nach innen, d. h. beispielsweise depressiv) reagierten, Cybermobbende hingegen externalisierend (nach außen hin, z. B. aggressiv) handelten. Gewisse Verhaltensweisen führen darüber hinaus noch zu weiteren konkreten Gefahren oder Folgen, wie beispielsweise „Happy Slapping“ zu konkreten körperlichen Verletzungen und Identitätsdiebstahl zu Gefahren für Leib und Leben führen können. Schwerwiegend sind auch die Ergebnisse, die sich hinsichtlich des Zusammenhangs zwischen dem Ausüben von Cybermobbing und sozialer Kompetenz im realen Leben zeigen: GrundschülerInnen (3.–6. Klasse), die andere mittels moderner Kommunikationsmedien mobbten, zeigten mehr Einsamkeit und einen niedrigeren Selbstwert, weniger Peer-Optimismus (Optimismus bezogen auf Beziehungen zu Gleichaltrigen), weniger gegenseitige Freundschaften und waren im Klassenverband weniger akzeptiert und weniger beliebt (Schoffstall/Cohen 2011). Diese teils massiven Folgen von Cybermobbing zeigen deutlich, dass konkreter und akuter Handlungsbedarf besteht.

1.2.7 Was bedeutet Cybermobbing für die Entwicklung von Kindern und Jugendlichen?

Entwicklungspsychologische Funktion von modernen Kommunikationsmedien

Die aktuellen Mediennutzungsdaten (s. Kap. 1.1) zeigen, wie wichtig Kindern und Jugendlichen die modernen Kommunikationsmedien sind. Viele von ihnen sind quasi von der frühen Kindheit an mit diesen Medien aufgewachsen, sie sind so genannte „digital natives“. Reich und Kollegen (2012) verdeutlichen die Bedeutung sozialer Netzwerkmedien (SNM) für die Auseinandersetzung mit Entwicklungsaufgaben im Jugendalter: SNM unterstützen das Bedürfnis nach Kommunikation mit und den Kontakt zu Peers und Freunden (Valkenburg et al. 2005), da Peers und Freunde für Jugendliche eine besonders große Bedeutung haben (vgl. Harter 1999; Hartup 1996). SNM können sich auch positiv auf die Identitätsentwicklung von Jugendlichen auswirken, da diese z. B. Möglichkeiten der Selbstpräsentation bieten und Feedback zur Person durch Peers ermöglichen (Valkenburg et al. 2005, 2006; vgl. Metzler/Scheithauer eingereicht; 2017). Kowalski und Kollegen (2012, 2, Übers. d. Verfass.) fassen zusammen: Für Kinder und Jugendliche stellen die modernen Kommunikationsmedien ein „entscheidendes Hilfsmittel für ihr soziales Leben“ dar. Schorb und Wagner (2013, 19) sehen zusammenfassend auf vier Ebenen einen entwicklungspsychologischen Nutzen:

- **Sich in Beziehung setzen:** Spätestens mit dem Ende der Kindheit stehen viele Kinder und Jugendliche in einem intensiven Austausch mit Peers. Sie suchen in ihren medialen Selbstkonstruktionen ein Gegenüber, das ihnen die Möglichkeit der Bestätigung des Selbst gibt, aber bei dem sie durchaus auch mit Widerspruch zurecht kommen müssen.